

Jahr und Tag bei jeder größeren Kirchenkonferenz auftauchen, bei denen man aber meist über Gemeinplätze und gutgemeinte Appelle nicht hinauskommt. Um die internationalen Mechanismen moderner Kommunikation und den sich globalisierenden Kapitalismus ging es ebenso wie um die Umweltzerstörung, um die Förderung der Jugend in der Kirche genauso wie um die Rechte von Ureinwohnern.

Eine Empfehlung der Vollversammlung galt dem *Ökumenischen Rat der Kirchen*, der im kommenden Jahr sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern kann: Die lutherischen Mitgliedskirchen des ÖRK werden aufgefordert, sich an der Suche nach einer neuen Vision für die künftige Entwicklung des Rates zu beteiligen. Die derzeit diskutierten Vorschläge für ein neues Selbstverständnis des ÖRK sehen u. a. eine stärkere Zusammenarbeit mit den konfessionellen Weltbünden im beiderseitigen Interesse vor. An die Stelle der bisherigen Vollversammlungen des Weltrates könnte ein „Forum christlicher Kirchen und ökumenischer Organisationen“ treten. Die Frage, wie viele Großveranstaltungen vom Typ

Vollversammlung und auch, wieviel „Apparat“ sich der ökumenische Rat bzw. die Weltbünde in Zukunft leisten können, steht ohnehin im Raum.

In Hongkong wurde der braunschweigische Landesbischof *Christian Krause* zum neuen Präsidenten des LWB gewählt; er setzte sich im zweiten Wahlgang gegen die indische Theologieprofessorin *Prasanna Kumari* durch. Der neue Präsident kennt den Weltbund bestens: Er arbeitete schon einmal als Forschungsassistent in der Genfer Zentrale des LWB und war später Geschäftsführer des Deutschen Nationalkomitees des Weltbundes. Auf den erfahrenen Ökumeniker Krause, den dritten deutschen LWB-Präsidenten nach *Hanns Lilje* und *Johannes Hanselmann*, richten sich große Erwartungen. Es gilt, eine Gemeinschaft von Kirchen zusammenzuhalten, die in sehr verschiedenen Umfeldern leben. Und es bleibt vor allem die Frage nach der lutherischen Identität angesichts der ökumenischen Entwicklung einerseits und der Unterschiede im Profil zwischen den lutherischen Kirchen andererseits.

Ulrich Ruh

Träume und Mythen

Die USA und ihr „American Dream“

Aus dem politischen und kulturellen Leben der Vereinigten Staaten ist die Vorstellung vom „American Dream“ nicht wegzudenken. Die USA sehen sich selber als Heimstatt der Freiheit, als Nation mit einem unbezweifelbaren Führungsanspruch. Allerdings erweist sich der „amerikanische Traum“ immer wieder als Scheinmythos, der soziale Spannungen und Probleme verdeckt.

In Haus Nummer 220 der West 98th Street in Manhattan wohnen drei alte Frauen, die das Vernichtungslager Auschwitz überlebten. Wer aus der Hölle des Holocaust nach New York floh, hat für immer eine klare Vorstellung davon gewonnen, was „American Dream“ heißen kann. In Appartement 4 A lebt Frau Hartmann, die als Zwanzigjährige nach Amerika kam und in New York einen anderen Holocaust-Überlebenden heiratete. Im Living room von 4 A hängt eine Bleistiftzeichnung, auf der hasidische Rabbis eines galizischen Shtetls miteinander verhandeln. Das Appartement 4 N gehört Barbara Newman aus Wien, und wenn die Wohnungsinhaberin einmal zum Arzt muß, betreut Dan, der australische Jesuit, ihre kranke Schwester. In 10 J dann die Witwe Rosenthal, deren Mann bei einer Bank angestellt war. Die New York Times wird immer noch täglich geliefert, bleibt dann aber bis zum Mittag vor der Tür liegen, ehe sie von der schwarzen Pflegerin in die Wohnung geholt wird.

Das sind drei unterschiedliche Weisen, den von nationalsozialistischen Fanatikern verhängten Tod zu überleben, drei fein abgestufte Errettungen aus dem Holocaust. Die Gefangenen von Auschwitz, die es bis New York schafften

und heute noch leben, sind zwischen 70 und 80 Jahre alt. Die schon früher angekommenen Emigranten, die vor 1939 der deutschen Hölle entkommen waren, sind in der Regel zehn Jahre älter. *American dream, freedom, justice, hope* – diese Begriffe gewannen für die alten Frauen in 220 West 98th Street in fünfzig Jahren einen unverwechselbaren Inhalt. Sie schließen sich – in Grenzen natürlich – sogar der patriotischen Formel „There’s no way like the American way“ an, die im Mund von geborenen Amerikanern stets so arrogant und ungläubwürdig klingt.

Der Schöpfungsmythos der Hopi und die „Designermythen“

Das Wohngebiet der Hopi-Indianer in Arizona ist umgeben von dem viel größeren Gebiet der Navajos. Seit vielen Jahrhunderten auf ihren Mesas lebend, wissen sie sich dem Himmel nahe und gleichzeitig am Mittelpunkt der Welt. Der Schöpfungsmythos der Hopi handelt von vier Welten, die

aufeinander folgten. Die erste Welt *Tokpela* war die Welt im Westen, die gelbe Welt. Ihre Bewohner lebten im Streit und führten miteinander Krieg, was zu ihrem Untergang führte. „Da befahl *Sotugnak* die Zerstörung der ersten Welt. Er ließ Feuer auf sie regnen, und er öffnete die Vulkane. Nur wenige überlebten: nur jene, die die Gebote der Schöpfung geehrt hatten.“ *Tokpa* war die zweite Welt, die blaue Welt im Süden. Aber auch deren Bewohner gerieten in Streit, denn jeder wollte mehr haben, als er brauchte. Als Folge des Streits kam die Erde aus ihrem Gleichgewicht, taumelte wie trunken hin und her. Die Berge stürzten ins Meer, die Erde gefror zu Eis, und nur wenige Menschen konnten sich in die unterirdischen Höhlen der Ameisen retten.

Die dritte Welt im Osten hieß *Kuskurza*. Sie war die rote Welt. Wieder kam das Wasser, weil die Menschen sich nicht geändert hatten. *Túwaqachi* war die vierte Welt im Norden. Sie wurde zu einer bescheideneren, dafür aber zur realen Welt. „Sie ist nicht so schön und vollkommen wie die anderen Welten. Sie hat Höhe und Tiefe, Hitze und Kälte, Schönheit und Unfruchtbarkeit.“ Dieser Wechsel der aufeinander folgenden vier Welten mündet ein in die kosmologisch-moralische Dimension der gelebten Weltanschauung der Hopi. Die vierte Welt *Túwaqachi* steht unter dem Vorbehalt ihres Gelingens: „Kommt ihr aber wieder auf Abwege, dann werde ich euch die Erde wieder wegnehmen, denn ich *Má-saw*, der Schutzgeist der Hopi, bin ihr Verwalter, Wächter und Beschützer. Also geht und nehmt das Land mit meiner Erlaubnis in Besitz.“

Die anhaltende Präsenz indianischer Mythen – über die Hopi hinaus haben auch andere Stämme und die Pueblos sich jeweils ihre eigenen Mythen bewahrt – hat dazu geführt, daß sich im Südwesten der Vereinigten Staaten viele an Esoterik und New Age interessierte Gruppen etabliert und bis Kalifornien ausgedehnt haben. Immer neue Sekten entstehen und bieten die unterschiedlichsten Meditationstechniken an – auf diese Weise sowohl einen Bedarf schaffend als auch den schon vorhandenen Bedarf mit ihren kruden Angeboten immer wieder bedienend. So leben im Südwesten buddhistische Gruppen neben niedergelassenen Sikhs. Im nördlichen Neu-Mexiko gründeten 1979 einige zum Islam konvertierte weiße Amerikaner mit saudi-arabischem Geld die religiöse Gemeinschaft Dar al Islam. Dar al Islam ist inzwischen dazu übergegangen, an interessierte Navajos den Koran zu verteilen (New York Times, 5.5.96, 14).

Es ergibt sich eine schwebende, aus vielen Elementen zusammenfließende und nicht mehr überprüfbare Denkwelt, der wegen ihrer konturlosen Beliebigkeit zu mißtrauen ist. In allen diesen Gruppen wird der Versuch gemacht, Seins- und Existenzfragen unter Zuhilfenahme von eklektisch zusammengestellten Reflexionspartikeln zu bewältigen. Die oberflächlichen Angebote sind in der Regel an schnellem materiellem Gewinn interessiert, und oft werden die neugeworbenen Mitglieder unter Vorspiegelung spiritueller Inhalte in die totale Abhängigkeit von den fanatisch-ideologischen Zielen gebracht. Die materielle Ausbeutung der

Mitglieder geht einher mit der Etablierung einer undemokratischen und repressiven Binnenstruktur. Individuelle Unfreiheit und seelische Deformation siegen über die kritische Vernunft. Amerika hat zwischen den ehrwürdigen Mythen der Indianer und den neuen „Designermythen“ – wegen einiger ausgreifenden Sektengründungen bereits im 19. Jahrhundert überhaupt nicht unvorbereitet – einen langen Weg zurückgelegt. Wenn es um diese neuen Mythen geht, gilt die für einen ganz anderen Kontext gemünzte Formel „There’s no way like the American way“ auf eine so zunächst nicht vorhersehbare Weise.

Säkularisierung der Mythen und Mythisierung der Politik

Religionswissenschaftlich gesehen handelt es sich bei Mythen um kollektive Sinnzusammenhänge und Existenzdeutungen, die aus einer lang zurückliegenden Vergangenheit in die Gegenwart hineinreichen und in ihrer religiösen Institutionen, Gesellschaft und das Individuum einem zusammenhängenden Wertesystem unterstellen. In einer Gesellschaft wie der amerikanischen, in der Religion und Gesellschaft der Verfassung nach voneinander getrennt sind, haben sich die Mythen von der rein religiösen Sphäre abgelöst und sind in den säkularen Bereich weitergewandert. Die heute erkennbaren Mythen lassen sich einzelnen gesellschaftlichen Teilgruppen zuordnen, die sie immer schon besaßen (wie beispielsweise die Indianer) – oder sie bei der Immigration mitbrachten und dann in einem langen Prozeß abwandeln, erweiterten und neu formten.

Die Mythen, die in den Kanon des politisch Approbierten einbezogen wurden, lösten eine breite Mythisierung demokratisch-politischer Symbole aus. Mythisiert wurden die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776, die „Constitution“ mit ihren Amendments und sogar die Flagge. Mythisiert wurden auch die „Presidency“ sowie einige der herausgehobenen Präsidenten wie George Washington und Abraham Lincoln. Immer wieder wird der peinliche Versuch unternommen, auch spätere Inhaber der Präsidentschaft zu mythisieren – und das besonders dann, wenn deren persönliche Integrität und politische Leistung dieser Mythisierung überhaupt nicht entsprechen wollen. Die fließenden Übergänge zu jeweils aktuellen politischen Auseinandersetzungen – besonders während der Wahlkämpfe – sind überdeutlich, weil allenthalben die Meinung besteht, daß ein Kandidat, der direkt oder indirekt in die Nähe eines bereits Mythisierten gerückt werden kann, eher gegen einen unbekanntenen Nobody gewinnen könne.

Die Banalisierung des politischen Mythos und die Mißachtung der kritischen Vernunft jedes einzelnen Wahlbürgers sind nur die zwei Seiten der einen Medaille. Ältere Mythen werden verdrängt und durch neue ersetzt, wenn sich auf diese Weise politische und wirtschaftliche Vorteile erzielen lassen. Die Mythen und Symbole werden dann ausgetauscht,

wenn ein politischer und wirtschaftlicher Profit abzusehen ist. Sobald die Werbestrategen es für erforderlich halten, werden die neuen politischen Mythen sogar mit der Hilfe von Computerprogrammen virtuell synthetisiert. Erneut gilt: *There's no way like the American way.*

Ohne die dauernde Bezugnahme auf *Europa* als Herkunftskultur ist der *Topos American Dream* nicht zu verstehen. Der bedeutende amerikanische Denker *Henry David Thoreau* schrieb 1854: „Wir gehen nach Osten, um Geschichte zu erkennen und die Werke der Kunst und Literatur zu studieren und verfolgen somit die Spuren der Rasse. Wir gehen nach Westen in die Zukunft, mit Unternehmergeist und Abenteuerlust erfüllt.“ Eurozentrisch ist diese Selbstanalyse allemal, denn es waren ja auch schon europäische Abenteurer, die seit Kolumbus aus Spanien und England nach Westen segelten und dabei sicher waren, daß ihnen ihre Herkunftskultur in Europa erhalten blieb. Es dauerte lange – eigentlich bis zum 20. Jahrhundert –, bis sich Thoreaus noch offener Gedanke zum Postulat einer amerikanischen Überlegenheit über das alte Europa endgültig verdichtete. Amerika – das bessere Europa? Amerika als strahlende Lichtgestalt gegenüber dem in Finsternis versinkenden Europa, wozu die Entartungen der neueren deutschen Geschichte nicht unwesentlich beitrugen? Den düpierten Europäern bleiben manchmal nur belustigt-ironische Verweise auf die (Un-)Art amerikanischer Touristen, in nur zwölf Tagen sieben europäische Länder zu bereisen: „Breakfast in Paris, lunch in the Alps and dinner by St Mark's“ (*The Guardian*, 8.9.93, 7).

Die Symbolismen des American Dream

Der American Dream stellt sich in den Straßen von Manhattan gleich in mehreren Facetten dar. Die 86th Street an der West Side trägt seit einigen Jahren den Namen „Isaac Bashevis Singer Boulevard“. Damit wird in einem an den jiddischen Autor erinnert, ein deutlicher Trennungsstrich gegenüber dem Holocaust-beladenen Europa gezogen und auf die eigene mäzenatische Leistung hingewiesen: Isaac Bashevis Singer war unser Mitbürger, und er war einer unserer Besten.

Dreißig Blocks weiter nördlich trägt die 106th Street, die zwischen Hudson und Central Park verläuft, den musikalisch anspruchsvollen Namen „Duke Ellington Boulevard“. Von der 106. Straße bis nach Harlem sind es zwar noch dreißig Blocks, aber in dieser nicht mehr ganz gepflegten *Neighborhood* wird den Leuten absichtsvoll signalisiert, daß New York den „King of Jazz“ in höchsten Ehren hält und darüber hinaus – Bürgermeister-, Kommunal- und sonstige Wahlen finden ja regelmäßig statt! – sich tatkräftig für die Probleme der schwarzen Bevölkerung verwenden will. West 86th und West 106th Street mit neuen Namen, die nach den idealisierenden Denkmustern des American Dream vergeben sind, sollen helfen, die sozialen Konflikte im *Melting Pot* New York etwas weicher zu zeichnen.

Und wenn wir vom Isaac Bashevis Singer Boulevard fünf- undzwanzig Blocks in Richtung Midtown laufen, stoßen wir auf die dritte Variante des American Dream. Genau an der Stelle, wo der Broadway den Central Park berührt, ist an einem Neubau, den der Neureiche Donald Trump als exklusives Stadthotel errichtet, zu lesen: „One Central Park West is the most important new address in the world.“ Im Land der irren Superlative, denen vernünftige Leute nie glauben, ist nicht mehr klar zu erkennen, wo die stabilisierende Kraft des American Dream aufhört und in die ungehemmte Profit-sucht umschlägt.

In *F. Scott Fitzgeralds* unvollendet gebliebenen Roman „The Last Tycoon“ (1940) ist Monroe Stahr als Figur gezeichnet, die an dem Mythos, jeder Amerikaner müsse bloß mit dem richtigen Maß an Verschlagenheit ausgestattet sein, um sein wirtschaftliches Glück zu machen, tragisch scheitert. Fitzgeralds Buch hat trotzdem nicht verhindert, daß in Filmen, in der Literatur sowie in unendlich vielen politischen Erklärungen der *Topos American Dream* nicht unterging. In seiner Washingtoner Rede vom 28. August 1963 hat der Baptisten-pfarrer *Martin Luther King* zwar das messianische Friedensreich des Propheten Jesaja zitiert, mit seinem „I had a dream...“ aber dennoch gleichzeitig das Hoffnungscredo des American Dream aufgegriffen. Und weil der American Dream sich stets auch in den auf hohes Pathos gestimmten Reden des Präsidenten gut macht, hat *Bill Clinton* am Schluß seiner Inaugurationsrede vom 20. Januar 1997 die Hoffnung formuliert, daß die zukünftigen Generationen „von uns sagen können, daß wir unser geliebtes Land in ein neues Jahrhundert geführt haben, in dem der American Dream für alle Kinder wahr wird – in dem das amerikanische Versprechen einer perfekteren Einheit für alle Menschen Realität ist und Amerikas helle Flamme der Freiheit auf der ganzen Welt leuchtet“.

Kurz ist der Weg von der Inaugurationsrede zu den öffentlichen Auftritten, bei denen der Präsident das Thema American Dream quer durch das Land medienwirksam in Erinnerung bringt. Am Abend des 15. April 1997 erschien Clinton im Shea-Stadion der Brooklyn Dodgers, um des 50. Jahrestages zu gedenken, an dem *Jackie Robinson* als der erste schwarze Baseballspieler in einem Spiel der obersten Klasse eingesetzt war. Damit sei ein bedeutender Schritt zur Überwindung der Rassenschranken gemacht gewesen, meinte der Präsident, ohne zu ahnen, daß in derselben Nacht im benachbarten Harlem der vierzehnjährige *Kevin Kenedo* von Polizisten durch Schüsse in den Rücken getötet wurde (*New York Times*, 16.4.97, B 3).

American Dream wird häufig für die Selbstdarstellung der Politiker eingesetzt, aber noch häufiger – nämlich täglich – wird der Begriff durch die diskriminierenden Folgen von Armut und Bildungsnotstand desavouiert. American Dream ist durch die Brisanz der sozialen Konflikte permanent bedroht, wie die beiden konfligierenden Ereignisse in New York am 15. April belegen. Dennoch wird eine auf dem American Dream aufbauende Sozialphilosophie als die letzte verblie-

bene Chance angesehen, die amerikanische Gesellschaft vor einer zerrüttenden Aufspaltung zwischen den nach wie vor dominanten alten Eliten und der revolutionären Erhebung des „Black Nationalism“ zu bewahren (*Jennifer H. Hochschild, Facing Up to the American Dream. Race, Class, and the Soul of the Nation, Princeton 1996, 259 f.*). Weiterhin also festhalten an Symbolbegriffen „melting pot“ und American Dream, weil nur sie Schlimmeres aufhalten können?

Doch zunächst bleibt es bei den bekannten Formeln „Americans like to win“ und „Second to none“. Der konservative Senator *Jesse Helms* hat diese Grundüberzeugung auf einen knappen Slogan gebracht: „Ich habe keinen Zweifel, daß es das größte Glück eines Menschen ist, im 21. Jahrhundert als Amerikaner geboren zu werden“, welcher von Außenministerin *Madeleine Albright* zustimmend zitiert wird. Das politische Bekenntnis des alten *Jesse Helms* wurde von *Samuel R. Berger*, dem Nationalen Sicherheitsberater, zu einer Gesamtperspektive amerikanischer Außenpolitik ausgeweitet, über deren Richtigkeit im nächsten Jahrhundert zu befinden sein wird: „Die Größe Amerikas rührt nicht nur von unserer Größe und Stärke her, sondern auch von unserer Vielfalt und der Macht unserer Ideale. Wir haben die einzigartige Fähigkeit, anderen in der Welt beizustehen, die ihre Differenzen überbrücken wollen, und eine stärkere Grundlage für Frieden, Sicherheit und Zusammenarbeit zu schaffen“ (Rede am 27. März 1997 im Zentrum für strategische und internationale Studien, Washington, D. C.).

Die inkongruenten Symbolismen lassen bloß vermuten, daß die Universalformel American Dream irgendwo im Dreieck zwischen sozialphilosophischem Paradigma, patriotischem Wortfetisch und profithebendem Werbegag angesiedelt ist.

Kultursymbole als geschichtliche Abstraktionen

Die Mythen und Symbole, die im öffentlichen Diskurs der Vereinigten Staaten vorkommen, sind Abstraktionen einer zweihundertjährigen Geschichte. In ihnen sind die kollektiven geschichtlichen Erfahrungen aufbewahrt. Auch die neu entstandenen, synthetisierten Symbole sind bemüht, sich an die älteren Kultursymbole – und über sie an die amerikanische Geschichte selbst – anzuschließen. Sie verwenden dabei die Form und das Begriffsarsenal der traditionellen Kultursymbole, wechseln jedoch die alten Inhalte gegen ihre eigenen Interessen und Zielvorstellungen aus, soweit das ohne allzu große öffentliche Aufmerksamkeit möglich ist. In ihren Mogelpackungen überschweben die „Werte“ der synthetisierten Kultursymbole heute die amerikanische Gesellschaft. Der Mythos von den Pilgervätern, die sich aus Europa in die transatlantische Welt der Freiheit und Gerechtigkeit retten, wird an jedem vierten Donnerstag im November an *Thanksgiving* reaktiviert. Dieser höchste Feiertag im amerikanischen Kalender, der mit Inbrunst begangen wird (man vergleiche nur *Woody Allens* Film „Hannah und ihre Schwestern“ von 1985), ist primär ohne jede religiöse Konnotation,

denn zu Thanksgiving gehört weder eine Parasche der Thora noch ein vorgegebenes Tagesevangelium. Im Mittelpunkt von Thanksgiving steht zunächst nur die jährliche „Thanksgiving Address“, die der Präsident gleichsam als nationaler Oberpriester abgibt.

Präsident Clinton erklärte zum 28. November 1996: „Amerikas älteste Tradition, Thanksgiving, ist auch eine Bekräftigung unserer bedeutendsten Werte und der Erkenntnis, daß – mit den Worten von Thomas Jefferson – ‚der Gott, der uns das Leben gab, uns auch die Freiheit gab‘.“ Clinton forderte die Bürger auf, „sich im Geist des guten Willens und beim Gebet zu Hause, in Gotteshäusern und Gemeindezentren zu versammeln, um ihren tiefempfundenen Dank für die Segnungen des Lebens zum Ausdruck zu bringen und unseren Brüdern und Schwestern in der Familie der Menschheit die Hand der Freundschaft zu reichen“. Das war mittels einiger mythisierender Formeln aus dem Fundus des American Dream die Heimholung von Thanksgiving in einen pseudo-religiösen Raum – der Präsident führte die Staatsphilosophie in eine Art von Staatstheologie über.

Die uns Europäern vertraute Annahme, daß man in Amerika mit einiger Sicherheit „vom Tellerwäscher zum Millionär“ aufsteigen könnte, ist eine verbreitete Spielart des *Gründermythos*, der zwar ein Teil des American Dream ist, aber trotzdem nie gestimmt hat. Die *New York Times* hat im August 1996 anlässlich ihres 100jährigen Bestehens noch einmal die alte Aufstiegslegende im Dienste ihres für sich selbst gebastelten Mythos, die liberalste und beste Tageszeitung der USA zu sein, aufgegriffen. *Adolph S. Ochs*, der Sohn armer jüdischer Einwanderer aus Deutschland, hatte sich vom Zeitungsboten zum Herausgeber einer Provinzzeitung hochgearbeitet, ehe er 1896 das bankrotte Blatt in New York kaufte.

In jeder Ausgabe der *New York Times* steht links neben dem in gotischen Lettern gedruckten Blattnamen das kleine Sätzchen „All the news that's Fit to Print“. Was so weltoffen und liberal klingt, ist in besonderen Fällen die Androhung einer täglich ausgeübten Zensur durch die Redaktion der *New York Times*. So hat die *Times* in den letzten dreißig Jahren nicht mehr über den Jesuiten *Daniel Berrigan*, seit dem Vietnamkrieg einer der schärfsten Kritiker der Bundesregierung, berichtet. Nicht weil *Berrigan* sich während des Vietnamkrieges und danach gegen die atomare Rüstung auflehnte sowie bei Gelegenheit mithilfe, in einem Militärdepot gelagerte Atomraketen mit schwerem Werkzeug zu beschädigen, wofür er auch ins Gefängnis mußte, wurde der streitbare Priester von der *New York Times* gemieden. Er wurde für sie zur Unperson, weil er öffentlich gegen die Verletzung der Menschenrechte der auf der Westbank lebenden Palästinenser durch die israelische Armee auftrat.

Der American Dream hat immer auch mit dem Ausdehnungsdrang nach Westen, mit dem *Go West* zu tun gehabt, wobei aus heutiger Perspektive die nüchternen geschichtlichen Abläufe kaum noch von dem Mythos des *Go West* zu unterscheiden sind. Der Anfang war im Frühjahr 1845. In

Council Bluffs (Iowa) und in St. Joseph und Independence am Missouri bereiteten sich Familien auf den langen Treck nach Westen vor – durch Indianerland, durch Niemandsland, durch Hitzeland. Die Hoffnungen waren groß, doch noch größer waren die zu erwartenden Anstrengungen und Gefahren. Es gab kein Zurück mehr, und niemand wußte, was der Aufbruch in den unbekanntem Westen bringen würde.

In den Filmen ist daraus der verklärte Aufbruch in eine goldene Zukunft geworden. Go West – das war die geographische Zielrichtung des American Dream, die Henry David Thoreau gewiesen hatte: „Wir gehen nach Westen in die Zukunft, mit Unternehmergeist und Abenteuerlust erfüllt.“ Das Go West wurde durch die Filme als der Gründermuthos der „kleinen Leute“ erfunden, die an der Ostküste nicht zum Zug gekommen waren: der Cowboys, Trapper, Bauern, Sheriffs und Soldaten, zu denen sich auch ein paar Dirnen, Saloonbesitzer und Desperados mischten.

Aus den Western-Filmen entwickelten sich die *Road Movies*, in denen die als typisch amerikanisch verstandenen Eigenschaften „action“, „leadership“ und Mobilität dramaturgisch die Hauptrolle spielen. Die Western-Filme und Road Movies, die im Ausland gezeigt werden, transportieren Einzellelemente des American Dream in andere Gesellschaften. Dadurch sind die Zuschauer, die in den Filmen an die Weite der Prärie und an die endlos langen, einsamen Highways herangeführt werden, in den synthetisierten Mythos des Go West einbezogen. Dieselben Zuschauer sind über die filmische Bearbeitung des Symbols Go West immer schon zur Zielgruppe einer globalen Werbestrategie geworden, mit der die Filmstudios in Hollywood sowie die Zigaretten- und Jeansindustrie viel Geld verdienen. Das Kultursymbol Go West ist zum Gegenstand der von der Werbung benutzten Manipulationsstrategien geworden.

Mythen der Kunst

Es gibt amerikanische Kultursymbole, deren Einfluß in der ganzen Welt wahrgenommen wird. Die Aufführungen der Metropolitan Opera, die Konzerte der Spitzenorchester, die Literatur, das Theater, die Malerei und die Museen – überall werden Spitzenleistungen erbracht. Ein Musiker fühlt sich erst dann künstlerisch geadelt, wenn er in der Carnegie Hall gespielt hat. Sängerinnen und Sänger streben danach, einmal an der Met auftreten zu dürfen. Beim jährlich in New York veranstalteten Festival „Mostly Mozart“ wird Mozart besser als in Wien und Salzburg gespielt. Jazz, Rock, Pop, Country – Jahr für Jahr überschreiten neue Stilrichtungen die Grenzen und begeistern die Welt. Kunst und Musik sind den schalen amerikanischen Überlegenheitsparolen aus Politik und Wirtschaft tausendmal überlegen.

Hollywood ist zu einem Mythos geworden, obwohl die Filmstadt bei Los Angeles eigentlich nur ein florierendes Megaunternehmen der Unterhaltungsindustrie darstellt. Die

amerikanische Gegenwarts-kultur wäre ohne das Phänomen Hollywood gar nicht zu verstehen.

In seinen Filmen verarbeitet Hollywood mit Vorliebe die Mythen Amerikas, und dabei können einzelne Schauspieler selbst zum Mythos werden. Dafür ist *James Dean*, der unbekannte junge Mann aus dem winzigen Fairmount in Indiana, der am 30. September 1955 in seinem Porsche 550 Spyder tödlich verunglückte, das überzeugendste Beispiel. Nur einen Tag vor dem Unfall auf dem Highway 466 bei Paso Robles in Kalifornien war Deans dritter Film „Giant“ (auf deutsch „Giganten“) fertig geworden. Vorher hatte Dean in den Filmen „East of Eden“ („Jenseits von Eden“, nach John Steinbeck, 1953) und „Rebel without a cause“ („Denn sie wissen nicht, was sie tun“, 1954) mitgespielt. Drei herausragende Filme, am Anfang einer großen Karriere, mit 24 Jahren tragisch verunglückt: das genügte, um den Unbekannten aus dem Midwest zum unsterblichen Mythos zu machen, zur weltweit verehrten Ikone (*David Dalton-Ron Cayen*, *James Dean: American Icon*, 1984).

Die Arbeit in den Hollywood-Studios war schon immer verknüpft mit der gesellschaftlichen Situation in den Vereinigten Staaten. Die für Hollywood typische Verbindung von Film, darstellender Kunst, Entertainment und wirtschaftlichem Erfolg ergab sich mit innerer Logik aus der in Amerika entstandenen Ökonomisierung der Kultur. Während und nach den Kriegen war die Arbeit Hollywoods eng mit den Interessen des Staats verzahnt. Amerikas Feinde waren immer auch die Feinde Hollywoods. Im Vordergrund stand die Absicht, die leidende Nation zu trösten. Die Kritik an den Politikern und die nüchterne Analyse gesellschaftlicher Fehlentwicklungen wurde mit festem Blick auf die Einspiel-ergebnisse immer nur soweit getrieben, wie sie das Publikum vor der Leinwand zuließ. Bis heute geht es Hollywood in erster Linie nicht um die Destruktion, sondern um Stabilisierung und Neuschaffung der amerikanischen Mythen. Es gibt keinen Film, der sich letztendlich nicht dem „There's no way like the American way“ verpflichtet weiß. Die Nation will ihre Mythen und das, was sie für Mythen hält, auch auf der Kinoleinwand sehen.

Andy Warhol (1928–1987), der seit seinem Tod allgegenwärtig gewordene Designer-Künstler aus Manhattan, verkörpert eine andere Form des amerikanischen Mythos. Andy Warhol war ein Mitläufer, der zum Star wurde, für viele auch zur Pop-Ikone. Als Mitläufer der Schickleria, als der er angefangen hatte, war er fixiert auf die Welt der Stars: er malte Marilyn Monroe, Jackie Kennedy, Elvis Presley, Marlon Brando. Er arbeitete über ungewöhnliche Themen, die vor ihm niemand wahrgenommen hatte. Er malte riesige Cola-Flaschen und Suspendosen von Campbell. Die Suspendosen malte er quer durch die Produktpalette. Campbell's Chicken Soup, Campbell's Beef Noodle Soup und vor allem Campbell's Tomato Soup, welche allerdings, wenn man sie öffnet, erhitzt und löffelt, einer europäischen Tomatensuppe unterlegen ist. In diesem Fall ist also das Second to none glücklicherweise einmal zugunsten des alten Europa umgekehrt.

Warhol malte die banalen Gebrauchsartikel und entlarvte die inneren Abgründe der amerikanischen Gesellschaft. Das Banale wurde bei Warhol kunsthaltig, damit der Blick auf die Bilder- und Binnenwelt der reichen Käufer gelänge. Als Warhol seit 1963 an der Serie „Death and Disaster“ arbeitete und dabei auch Bilder eines elektrischen Stuhls entstanden, stieß er auf die in den bürgerlichen Wohnzimmern gültige Ästhetik: „Man wird nicht glauben, wie viele Leute sich ein Bild vom elektrischen Stuhl ins Zimmer hängen – vor allem, wenn die Farben des Bildes mit den Vorhängen übereinstimmen.“

In der „Factory“, wie sein Studio in Manhattan hieß, reproduzierte Warhol pausenlos die Symbole des ins Materielle gewendeten American Dream wie Dollarnoten und teure Autos, doch er assimilierte sich in seiner seriellen Designkunst auch die Größen des europäischen Geistes (Hermann Hesse, Beethoven, Goethe, Frederick the Great) und die Kunstwerke Europas (Leonardos Abendmahl und die Mona Lisa). „Wir gehen nach Osten, um Geschichte zu erkennen und die Werke der Kunst und Literatur zu studieren...“ – waren Warhols Arbeiten eine Anwendung der Gedanken von Henry David Thoreau oder ergaben sich seine „europäischen“ Themen aus der Tatsache, daß er das Kind slowakischer Einwanderer war?

Warhol hat einmal gesagt, daß diejenigen, die wissen wollten, wer Andy Warhol sei, nur auf seine Oberfläche sehen dürften, weil hinter derselben nichts sei. Warhol wollte sich damit als Produkt der Werbung, als synthetischer Mensch und als Opfer des degenerierten American Dream zu erkennen geben. Wenn man Warhol mit seinem Zitat ernst nimmt, dann ist der American Dream kein hoffnungspendender Traum mehr.

American Dream als Alptraum der Armen?

Die patriotischen Reden, die wieder und wieder den American Dream aufgreifen, sind irreführend. *Marco d'Eramo* versteht in seiner Wirtschaftsgeschichte Chicagos den American Dream als Teil einer Ideologie von oben, die nur dazu diente, die sich aus armen Einwanderern zusammensetzende Bevölkerung unter dem Einfluß der etablierten Eliten zu halten: „Die Hackordnung folgt genau der Chronologie der Ankunft in Amerika: Die Ersten verachten die Zweiten, die Zweiten die Dritten usw. In dieser Hierarchie der Verachtung, in der Pyramide der Kasten finden diejenigen keinen Platz und werden zu ‚Kastenlosen‘, die wirklich als erste Amerika besiedelt haben, nämlich die Indianer, dann die Latinos, die Mischlinge aus Spaniern und Indianern und schließlich die Schwarzen, die als erste mit den Sklavenhaltern ins Land gekommen waren“ (*Marco d'Eramo*, Das Schwein und der Wolkenkratzer. Chicago: Eine Geschichte unserer Zukunft, München 1996, 165).

Marco d'Eramo schreibt über das Chicago des 19. Jahrhunderts, doch lassen sich Teile seiner Kritik auf die heutige

Situation der USA anwenden. Auch heute wird ein großer verbaler Aufwand getrieben, damit die Opfer weiterhin an den American Dream glauben, während die Erfolgreichen und Wendigen sich immer mehr aus dessen Verpflichtungen befreien. Die Defizite an sozialer Gerechtigkeit sind überall da zu beobachten, wo Bildungsnotstand, Armut und Kriminalität unüberwindbar zu sein scheinen.

Spätestens seit Clintons Wiederwahl im November 1996 wird überall in Europa – nicht zuletzt auch in Deutschland – von der Stärke der amerikanischen Wirtschaft und von der dortigen Vollbeschäftigung geschwärmt. Im Juni 1997 hat Clinton auf dem Weltwirtschaftsgipfel in Denver die ökonomische Situation seines Landes im vertrauten Stil des „second to none“ so selbstgefällig vorgetragen, so daß sich sogleich heimliche Bedenken gegen die Richtigkeit des Behaupteten einstellten. Zuvor schon hatten die katholischen Bischöfe der USA als kundige, kritische und unparteiische Zeugen die Wirtschaftslage ganz anders beurteilt.

In einer gemeinsamen Stellungnahme wiesen die Bischöfe im November 1995 auf die Probleme hinter der strahlenden Fassade hin. Die Bischöfe sehen die amerikanische Gesellschaft trotz des überschäumenden Wirtschaftswachstums in drei Nationen zerfallen, die nur noch nebeneinander herleben. Der einen Teil-Nation gehe es gut, weil sie zum eigenen Nutzen an den wirtschaftlichen Veränderungen teilnehme. Die zweite Nation werde jedoch immer mehr bedrängt durch die fallenden Realeinkommen und den globalen Wettbewerb. „Die Menschen, die zu dieser Gruppe gehören, wissen nicht mehr, ob sie ihre Arbeitsplätze und ihre Krankenversicherung behalten können und wie sie in Zukunft das College-Studium oder die katholischen Schulen ihrer Kinder bezahlen sollen.“ In der dritten Gruppe, von der die Bischöfe schreiben, verlieren die Menschen ihren Mut und verzweifeln: „Sie sind die amerikanische Unterklasse, und in der reichsten Nation auf der Welt wachsen ihre Kinder in verzweifelter Armut auf“ (*A Decade After „Economic Justice for All“: Continuing Principles, Changing Context, New Challenges*, hg. United States Catholic Conference, Washington, D. C., 1997, 4 f.).

Was bleibt? Die auf eine gottgefällige Gesellschaft zielenden Sozialmythen der eingewanderten Puritaner sind wirkungslos geworden, weil sie zu nur noch verbal eingesetzten Alibis für demokratisch kaum noch zu kontrollierende Partikularinteressen mutiert sind. Es kann durchaus gefragt werden, ob die alten Mythen überhaupt jemals existiert haben. Doch, sie haben existiert, denn sie waren bei der Entstehung der Vereinigten Staaten im 18. Jahrhundert dabei gewesen. Später waren sie am Aufstieg des Landes und an der Ausformung der amerikanischen Politik beteiligt. Erhalten geblieben und weiterhin wirksam sind zwei grundlegende Elemente des American Dream: die amerikanische Freiheitsidee auf der Basis des jüdisch-christlichen Menschenbildes und die Tradition der Menschen- und Bürgerrechte. Dieser Übertrag in das kommende Jahrhundert ist nicht gering zu veranschlagen.

Hermann Vogt